Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 135 (1856)

Artikel: Wie viel Geld das Lotto verschlingt und wie höchst unwahrscheinlich

der Gewinn durch das Lotteriespiel ist

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-372914

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hauptstütze ber Volkswohlfahrt. Defiwegen er= munterte er auch feine Arbeiter, ihre Ersparniffe zum Ankauf von so viel Acker= und Wiesland zu verwenden, daß sie wenigstens eine Ruh oder Ziege halten, Gemüse und Kartoffeln pflanzen könnten. Näf hatte nach und nach über 100 Juchart Land angekauft und verstand es musterhaft, es zu verbessern. Wilden Staudenboden an der Glatt verwandelte er in ein wahres Paradies. Wo immer der Näf durch= wandle, sagten die Leute, da wachse der Klee unter seinen Füßen. Durch seine Musterwirth= schaft beförderte Raf den bessern Unbau der Bauerngüter in der Umgegend, legte einen Theil seines errungenen Bermögens sicher an und sah sich in ben Stand gesetzt, einem gro= ßen Theil seiner Fabrikarbeiter nicht nur Lohn, sondern auch eine gute und gesunde Nahrung zu verabreichen. Weil die Fabrifarbeiter vom Fabrikherrn selbst verköstigt wurden und unter seiner steten Aufsicht standen, gewöhnten sie sich weniger an Liederlichkeit und ans Wirthshaus= hoden und konnten leichter zu einem Spar= pfennig gelangen. Dadurch, fo wie durch Stiftung einer Sparkasse, eines Kranken= und Hülfs= vereins war Näf der Stütvater, der Rathgeber und Wohlthater seiner Arbeiter.

Aber bei allen seinen Unternehmungen, Mühen und Sorgen vergaß M. Näf nie, daß er auch Bürger sei. Für Verbesserung des Schul = und Straßenwesens brachte er willig bedeutende Opfer. Müßiggängern, Spielern, Säufern war er gram; dagegen fanden wür= bige Arme bei ihm Rath und Hulfe. Seine politischen Ansichten waren entschieden freisinnig; boch gehörte er nicht zu den radikalen Stür= mern. Schon 1831 war er Mitglied bes St. Gallischen Verfassungsrathes. Als Mitglied des Gr. Rathes in den verhängnisvollen 40ger Jahren besuchte er unausgesett, obschon frant= lich, die Sitzungen. Er sprach wenig und kurz, aber praftisch und fräftig. Von einer der wich= tigsten Sitzungen im August 1846 ließ er sich durch alle Bitten und Vorstellungen seiner Ka= milie nicht abhalten; frank reiste er nach St. Gallen, wohnte der Sitzung vom Morgen bis Abends 3 Uhr bei, ohne seinen Sitz zu ver= lassen. Die Folge dieser Anstrengung war, daß er am 2. Tag nach seiner Heimkehr vom Schlage gerührt wurde, der seine rechte Seite lähmte.

Matthias Räf besaß viel Verstand und ge= sunden Mutterwiß, dabei war er sehr anspruchs= los, einfach und treuherzig. Wo er rathen und helfen konnte, that er es. Er hatte fich zum zweiten Mal glücklich verheirathet und behandelte die ihm zugebrachten Kinder wie seine eigenen. Auch seiner Stiefgeschwister aus zweiter Che seines Vaters nahm er sich liebreich an und forgte für ihr Fortkommen. In seinem Hauswesen herrschte ländliche Wohlhabenheit neben Ginfachbeit. Er haßte bas "Außen fir und Innen nir." Ginfach erzog er feine Rin= ber, scheute aber feine Roften für ihre Erziehung und Ausbildung. Seine Erholungen suchte er im Kreise seiner Familie oder in Gottes schöner Natur. Die schönen Sonntags= morgen brachte er meift auf einem Lieblings= hügel in stiller, frommer Andacht zu. Hier erinnerte er sich mit Dank und Ehrfurcht, wie Gott ihn so wunderbar geleitet und so reichlich gesegnet habe.

Von dem letten Nervenschlage, der ihn im August 1846 getroffen, erholte er sich gar nicht mehr. Ergebungsvoll sah er sein lettes Stündlein herannahen. Gegen Weihnachten wurde er immer leidender und am 29. Christmonat gab er in den Armen seiner Tochter den Geist auf. Erbaue dich, o Leser! an seinem Vorbitd

und strebe ihm nach!

Wie viel Geld das Lotto verschlingt und wie höchst unwahrscheinlich der Gewinn durch das Lotteriespiel ist.

Der gefeierte Pfarrer Kapff in Stuttgart hat "über das Verderbliche des Hazard = und Lottospiels" ein Büchelchen herausgegeben, das flar und deutlich zeigt, wie stocklind alle Diesjenigen sind, die ihr Geld dem Lottospiel opfern, statt es in eine Ersparniskasse zu legen. Hr. Pfr. Kapff giebt hierüber folgende zuverlässige Angaben, die auch dem verstocktesten Lotteriesspieler die Augen öffnen dürften.

Die reine Einnahme des Staates vom baierischen Lotto beträgt jährlich bis zu 1½ Millionen Gulden, wozu dann noch die Beloh-

nungen bes gabireichen Dienftpersonals kommen. Nach den amtlichen Rochnungen betrugen in den drei Jahren 1829 bis 1832 die Einlagen in das baierische Lotto 13,374,187 fl., wovon 8,845,273 fl. als Gewinn an die Spieler gus rudfielen, fo daß ihr Verluft 4,528,913 fl. be-Aber diefe Angaben find nicht genau. Abgeordnete ber baierischen Ständefammer haben schon im Jahre 1819 den fährlichen Einsat in das Lotto zu 5, ja zu 8 bis 9 Millionen Gul= ben berechnet. Auch der Lottostempel wirft jahrlich 200,000 fl. ab. Wer zahlt diese furchtbar großen Summen? Meift bas arme Volt, bas in seinem Unverstand nicht einsieht, wie es durch das Lotto in den meiften Fällen verlieren muß, bas arme Bolf befonders, weil bei diefem Lotto die geringsten Ginfage, bis ju 3 fr. berab, ans genommen werden.

In Preußen bezieht die Staatskasse aus der Lotterie eine jährliche indirekte Steuer von 1,750,000 fl. und 3000 Familien leben von dem Verkauf der Loose. Das neapolitanische Staatslotto saugt das arme Volk aus, indem es ihm jährlich 14 Millionen Gulden abnimmt.

Rach zuverlässigen Angaben beziehen in der Stadt Lindau allein die baierischen Lottofollefteure an manchen Wochentagen aus der benachs barten Schweiz 25,000 Fr. Aus einzelnen Bes meinden des Rantons St. Gallen geben jahr= lich 1, 8, 10, 20, ja bis 60 Tausend Franken Lottogelder an auswärtige Lotterien. Bloß aus ben zwei Kantonen St. Gallen und Appenzell, beren Bevölkerung etwas über 220,000 Seelen beträgt, werden jährlich 4 bis 500,000 Fr. nach Abzug eines Zehntels an jährlichem Gewinn der allgemeinen Produktion, dem Verkehr und der Arbeit entzogen. Auch aus Württemberg gehen außerordentliche Summen als Opfer der Dummheit und Sabsucht in das baierische Lotto, aus der einzigen Stadt Ulm z. B. in einer Woche schon 2400 fl. und trop allen Berboten der württembergischen Regierung.

Sind diese Zahlen nicht wahrhaft erschreckend? Ift er nicht erschreckend, der Gedanke, wie viele Familien durch die ungeheuren Berluste, die das mit verbunden sind, zu Grunde gerichtet, wie viele Ersparnisse, die ein Lebensglück hätten bes gründen können, in diesen Schlund hinabges

riffen, auf diefer Schadelftatte alles mahren Glüdes geopfert worden find?

Wen die genannten Summen noch nicht überzeugen, wie wenig Hoffnung auf Gewinn bei diesem Spiele und wie im höchsten Grad unflug also es ist, so sicher vorauszusehendem Verlust sich hinzugeben, der vernehme, daß sich z. B. bei dem baierischen Lotto sogar berechnen läßt, wie außerordentlich gering die Wahrscheinslichseit eines Gewinnes ist.

Unter den 90 Zahlen, die gezogen werden, find bloß 5 Treffer. Wer auf eine dieser 5 Nummern gefett hat, ber erhalt feinen Ginfat 15 Mal zurud. Hat er auf 2 Zahlen geset und beide find unter den 5 Treffern, mas man eine Ambe nennt, fo erhalt er den Ginfat 270 Mal; 3 glückliche Zahlen find eine Terne und gewinnen ben Ginfat 5400 Mal, 4 eine Quaterne, die den Einsat 511,020 Mal gewinnt. Das find nun allerdings große, lockende Gewinnste, glanzende Aussichten; aber wie fehr erbleicht dieser Glanz, wie fehr verliert die Größe des Gewinnes ihr Lockendes, wenn man bedenkt, wie selten der Gewinn eintritt, wie Biele verlieren muffen, wenn ein Einziger gewinnen foll. Unter 90 gezogenen Zahlen gewinnen nur 5 und 85 gehen verloren. Eine Ambe fann, wie die Wahrscheinlichkeiteberechnung lehrt, 400 Mal nicht herauskommen, bis fie 1 Mal erscheint; eine Terne fommt unter 11,748 Malen nur 1 Mal vor, und vollends eine Quaterne wird in 102,207 Fällen nur 1 Mal erlangt. Welch eine Wahrscheinlichfeit des Gewinnes ift aber das?! Das ist gerade so, als wenn ich sage: Hier habe ich in einem Topfe 400 oder 11,748 oder gar 102,207 weiße Bohnen und darunter eine einzige schwarze; nun laß dir die Augen verbinden und greife hinein. Erwischest du die schwarze Bohne, so hast du gewonnen; bekommst du sie nicht heraus, so hast du verloren. Ein folches Spiel wurde gewiß fein Vernünftiger treiben, und doch thun das alle die Ungähligen, die auf eine zu hoffende Ambe 2c. ihr Geld in das Lotto sețen. Dazu kommt dann noch, daß, wenn von einer Umbe, Terne ic. nur eine Nummer zum Vorschein kommt, diese nichts gewinnt, und daß, so selten der glückliche Fall des Gewinnes eintritt, der Gewinnende erft nicht

ben ganzen versprochenen Gewinn empfängt, sondern daß die Lottokasse z. B. bei einer Ambe 52, bei einer Duaterne 88 Prozent für sich einsstreicht, also im ersten Falle (die Einlage zu 1 fr. angenommen) an einem Gewinn von 6 fl. 40 fr. nur 4 fl. 30 fr., im andern Fall statt 8517 fl. nur 1000 fl. bezahlt.

In der That, wen folche Zahlen nicht be= lehren und bekehren, dem ist durch keine Ver=

nunftgrunde ju helfen.

Die Rheinnoth des ft, gallischen Rheinthals.

Bekanntlich bildet der Rhein von Ragat an bis zum Bodensee in einer Länge von 151/2 Stunden die Grenze zwischen der Schweiz und Desterreich. Sein Lauf ist ein sehr unregel= mäßiger, indem er verschiedene Krummungen macht, so besonders bei Diepoltsau, St. Mar= grethen und Rheineck. Liegen auch an den beidseitigen Ufern eine Menge Dörfer, so ift doch schon ihr Aussehen das volle Gegentheil von dem freundlichen Gelande des Zurichsees. Statt der belebten und stattlichen Dörfer mit ihrem sichtlichen Wohlstande und den frucht= baren Feldern, die uns hier entgegenlachen, finden wir im Rheingelände meist nur ärmliche Häuschen und Dörfchen, großentheils fummer= lich bebaute, oft mit Sand und Schlamm über= zogene Ebenen. Trittst du, lieber Leser, in die Wohnungen und siehst, mit wie wenig die Leute sich begnügen und wirst inne, wie bei allem Mangel die Großzahl derselben noch verschul= det und in wie manchen Jahren der Ertrag ihrer Felder bereits vorgegessen ist, so begreifst du, warum inner den letten Jahrzehnden so Viele aus dem Rheinthale nach Amerika aus= gewandert sind. Ohne lange zu forschen, kannst du bald erfahren, wer der Zwingherr ist, der dem Volke das Leben von Jahr zu Jahr un= erträglicher macht. Es ist ber Rheinstrom, der die Niederungen des Thales so heimsucht und eine immer drohendere Miene macht, die Anwohner, wo nicht zu verschlingen, doch zu vertreiben. An Bäumen und Gebäuden kannst du nur zu deutliche Spuren finden, wie hoch das Gewässer über die Felder gestanden und in Au, Widnau ze. wissen selbst Kinder schon

von mehrern Fällen zu erzählen, wo das Wasser zu den Stubenfenstern eindrang, wo Leute und Vieh sich zu oberst in die Häuser oder durch Schiffe auf die Höhen slüchten mußten, und wie das Wasser nicht nur etwa nach und nach steige, sondern öfters mit furchtbarer Gewalt plöglich mannshoch daherströme. Ein solcher Fall suchte das Thal auch letzten

Sommer heim.

Die große Sige in ber ersten Salfte bes Juni (1855) verursachte ein schnelles Schmel= gen des Schnees in den Hochgebirgen, daher ein Anschwellen der Gebirgsbäche und des Rheins, in welchem sich jene entleerten, so daß der Rhein hoch ging und sein Bett bis an den Saum der Damme ausfüllte. Dagegen war die warme Witterung für die Pflanzungen auf dem Gemeindetheilgut (bem Gifenriet zc.) außerft gunstig und schon hofften die Pflanzer, meist der ärmern Klasse angehörend, aus dem üppigen Wuchs auf eine reichliche Ernte. Eben so vortheilhaft zeigte sich die Witterung für das Schollen = oder Torfgraben und Trocknen des Torfe; es waren bereits viele hundert und hundert Fuder Torf gegraben und wie man glaubte, für den Berkauf und den eigenen Be= darf auf den nächsten Winter gewonnen. Aber die Regengusse am Samstag den 16. Juni und die darauf folgende Schredensnacht ver= eitelten biese Hoffnungen. Der Rhein über= fluthete feine Grenzen in einer Ausbehnung von 7—8 Stunden in der Länge (von Haag bis an den Bodensee) und etwa einer halben Stunde in der Breite, zerfforte viele Wuhrun= gen, brach bei Montlingen in das Land ein, lieferte einen bedeutenden Theil seines Waffers über die Felder herab, und es glich bald das ganze Thal einem See, der Au und Widnau zu begraben drohte, mehrere andere Ortschaften unter Waffer setzte und wegen des Zurudstauens der Bergbäche selbst höher liegende Orte, wie Bernegg, erreichte. Im Ganzen wurden etwa 20 Ortschaften mehr und weniger von der Ueberschwemmung heimgesucht. Damit war der Ertrag der unter Wasser gesetzten Wiesen und Felder dahin und die Vorräthe in den Kellern verdorben. Alls das Waffer nach einigen Tagen wieder abgelaufen, bemühten